

*Rolf Zerfaß*

## **Einführung in die Tagung**

*(durch den Vorsitzenden der Konferenz)*

Daß wir dieses Thema in diesem Jahr in dieser Stadt verhandeln, versteht sich nicht von selbst. Seit 20 Jahren haben sich die Pastoraltheologen deutscher Sprache vor allem mit Rücksicht auf die Kollegen im Ostblock regelmäßig in Wien getroffen; die neue Öffnung in Osteuropa hat nun auch uns mehr Bewegungsfreiheit gewährt.

Unser Thema knüpft freilich unmittelbar an die letzte Wiener Tagung an: von der "Evangelisierung Europas" kann man nicht sprechen, ohne sich die Frage zu stellen, wie es denn mit der Option für die Armen bei uns aussieht.

In dieser Frage schwingt keinerlei Vorwurf mit. Sie ist weit schwieriger zu beantworten, als das Pathos einer evangelisatorischen Pastoral sich einzugestehen pflegt. Es geht nämlich um die Frage, wie denn eine Option für die Armen unter den Bedingungen einer differenzierten Gesellschaft aussehen könnte, d.h. unter den Bedingungen eines Sozialstaates und einer sehr ausdifferenzierten Organisation der sozialen und therapeutischen Angebote. Es war uns von Anfang an klar, daß wir darüber fruchtbar nur hier in Freiburg sprechen könnten, d.h. soweit als möglich die Chance nützen müßten, uns in der Zentrale des Caritasverbandes ein einigermaßen zutreffendes Bild vom Grad der Komplexität dieses Unternehmens zu machen.

Ich selber bin schon fast 10 Jahre mit dem Caritasverband im Geschäft; ich wage nicht zu behaupten, auch nur einigermaßen abzuschätzen, was hier geleistet wird, wie die unterschiedlichen Ebenen – die Probleme der internen Verbandsstruktur, die beruflichen Konzepte heutiger Caritasarbeit, die Caritaspolitik, die arbeitsrechtlichen Ebenen und die Finanzierung – übereinanderzukriegen sind. Für den Pastoraltheologen, der sich hier einem Stück Praxis der Kirche gegenüber sieht und sich nicht – wie das die Bibliker und die Systematiker tun mögen – damit bescheiden kann, ein paar erbauliche Gedanken aus der Glaubenstradition unserer Kirche zur Aufbesserung der Motivationslage von Caritasmitarbeitern beizusteuern, sondern diesen Bereich kirchlichen Handelns auf seine Funktion hin nach innen und außen befragen möchte, tut sich hier eine Welt auf, die zunächst nur eines verlangt: hinzuhören, hinzuschauen, zu fragen, zu lernen.

Dies wollen wir hier tun und wir sind dankbar, daß unsere Gastgeber jede Mühe auf sich genommen haben, uns soviel Einblick wie möglich zu geben.

Welche Fragen dann das Gespräch zwischen den Verbandsvertretern, den Mitarbeitern in einzelnen Feldern caritativer Arbeit und uns Theologen freisetzen wird, müssen wir abwarten. Ich will sie nicht vorwegnehmen, aber doch den Raum dafür schon jetzt reklamieren, indem ich unseren Gesprächen aus Martin Bubers Erzählungen der Chassidim eine Geschichte mit der Überschrift "Das Armenwesen" voranstelle:

*Als Levi Jizchak in Berditschew Raw wurde, vereinbarte er mit den Vorstehern der Gemeinde, daß sie ihn zu ihren Versammlungen nicht laden sollten, es sei denn, wenn Sie einen neuen Brauch oder eine neue Ordnung einzuführen gedächten. Einmal wurde er zu einer Versammlung geladen. Sogleich nach der Begrüßung fragte er: "Welches ist der neue Brauch, den ihr einsetzen wollt?" Sie antworteten: "Wir wollen, daß die Armen fortan nicht mehr an der Schwelle des Hauses betteln, sondern eine Büchse werde aufgerichtet, und alle Wohlhabenden tun Geld hinein, jeder nach seinem Vermögen, und daraus sollen die Bedürftigen bedacht werden." Als der Rabbi dies hörte, sprach er: "Meine Brüder, habe ich denn nicht von euch erbeten, um eines alten Brauchs und einer alten Ordnung willen solltet ihr mich nicht der Lehre entziehen und zu eurer Versammlung laden?" Erstaunt wandten die Vorsteher ein: "Unser Meister, es ist doch eine neue Einrichtung, die wir heute beraten!" "Ihr irrt", rief er, "eine uralte ist es, ein uralter Brauch von Sodom und Gomorra her. Entsinnt euch, was erzählt wird von dem Mädchen, das in Sodom einem Bettler ein Stück Brot reichte: wie sie das Mädchen griffen und entkleideten und mit Honig bestrichen und den Bienen zum Fraße aussetzten um des großen Frevels willen, den sie verübt hatte. Wer weiß, vielleicht hatten auch sie eine Gemeindebüchse, darein die Wohlhabenden ihr Almosen taten, um ihren armen Bürdern nicht ins Auge zu schauen!"*

Diese Geschichte macht in mehrfacher Hinsicht betroffen: Da ist erstens die Caritas-Sammelbüchse, das lästige Instrument und Symbol, das bei uns den Bürger, dem es selber gut geht, einmal im Jahr darauf aufmerksam macht, daß es auch noch andere Leute gibt! Diese Büchse symbolisiert nicht nur die spontanen Gefühle der Sympathie oder der Abwehr gegenüber der Caritas, sondern auch deren beklemmenden Organisationsgrad und deren – um der Liebe und des Image willen – tunlichst verschwiegene ökonomische Dimension.

Zweitens macht die Geschichte deutlich, daß die Organisierung und Ökonomisierung des Erbarmens kein neuer, sondern ein alter Brauch ist. Das könnte man auch aus der Geschichte des frühesten kirchlichen

Armenwesens belegen. Als der reiche Reeder Marcion, der bei seiner Konversion zum Christentum ein Millionenvermögen in die Kirche eingebracht hatte, seiner Häresie wegen ausgeschlossen wurde, zahlte ihm die Gemeinde sein ganzes Vermögen wieder zurück – und die Historiker verwundern sich weniger über die Noblesse, mit der die Kirche hier jeden Anschein zurückweist, sie habe sich bereichern wollen; die Historiker staunen darüber, daß die römische Stadtkirche dies konnte. Ihr Armenwesen war offenbar nicht nur bestens organisiert – wie die sieben Diakoniebezirke des alten Rom belegen, an die sich dann auch die Pastoralstruktur anlehnte – sondern auch langfristig konzipiert und deshalb auf solider finanzieller Basis liquidationsfähig. Was also die Arbeit des Deutschen Caritasverbandes ermöglicht, ist im Sinne unserer Erzählung kein neuer, sondern ein alter Brauch!

Drittens scheint die Pointe der Geschichte weiterhin aktuell: Was wie eine Nebenfolge wohlorganisierter, klientenspezifischer, professioneller kirchlicher Sozialarbeit aussieht, ist vielleicht ihr geheimer Sinn: daß wir Wohlhabenden unseren armen Brüdern und Schwestern nicht mehr in die Augen schauen müssen! Das ist schlimm – nicht eigentlich für die Armen; sie sind längst gewohnt, damit zu leben. Vielmehr ist zu fragen, was aus uns – den Wohlhabenden, den Theologen, den Gemeinden, der Kirche – wird, wenn wir den Armen nicht mehr ins Auge schauen. Eine solche Kirche, eine solche Theologie ist am Ende. Sie versteht das Evangelium nicht mehr, denn das Evangelium gehört den Armen. Sie begegnet dem nicht mehr, dem sie sich als Kirche verdankt, dem sich alle Theologie zu widmen vorgibt, den die Gemeinden feiern und durch ihr Engagement in der Gesellschaft gegenwärtig setzen wollen. Denn er ist es, der uns in den Armen begegnen möchte, um uns zu befreien. Das ist der Vorgang, den man in den Kirchen der Dritten Welt als die Evangelisierung der Kirche durch die Armen bezeichnet.

So scheint die zentrale Frage organisierter kirchlicher Caritasarbeit aus pastoraltheologischer Sicht darin zu bestehen, ob die Strukturen caritativer Hilfe verhindern oder ermöglichen, daß uns durch die Armen geholfen wird. Wo dies nicht möglich ist, wird auch den Armen durch uns nicht geholfen.